

Hell City

Blutige Weihnacht

Hinweis: Dies ist die dritte Geschichte aus Hell City

I

Der kleine Weihnachtsbaum auf dem Tisch blinkte in einem steten Rhythmus. Er war etwa 30 Zentimeter hoch, geschmückt mit winzig kleinen, bunt glänzenden Kugeln und einer ebenso winzigen Lichterkette. Das künstliche Ding besaß am unteren Rand des Ständers einen Schalter. Kippte man ihn nach links, erloschen die Lampen. Auf der Mittelposition blinkten sie, ganz nach rechts gelegt erklang zusätzlich *Jingle Bells* von Bing Crosby, was aber aufgrund des kläglichen Lautsprechers klang, als würde Kermit der Frosch singen.

Ich hätte mir nie so ein kitschiges Ding gekauft, sondern Weihnachten geflissentlich ignoriert. Auch wenn wir den 24. Dezember hatten, es wie aus Eimern goss und sich alle Welt im seligen Festtagstaumel befand. Doch aus einem unerfindlichen Grund hatte mir mein bevorzugter Internet-Shop für Spiele, Bücher und Musik-CDs den Baum meiner letzten Bestellung beigelegt. Daher stand er auf dem Tisch und blinkte, während aus den Boxen der kleinen, billigen Stereoanlage die Songs von *Punk Rock Xmas* plärzten. Bei *Here Comes Santa's Pussy* konnte ich sogar mitsingen. *Santa's pretty tough with his pussy cunt. Here comes Santa's pussy, comin' down Santa Claus lane*¹.

Ich hatte den Umschlag von Dan unter den Baum gestellt. Noch immer wusste ich nicht, *wie viel* mir mein Boss zugedacht hatte. Da es mein einziges Geschenk bleiben würde, wollte ich mich damit überraschen. Doch dies erst später, bei einem köstlichen Salat aus einem arabischen Restaurant nicht weit von meiner Wohnung entfernt. Sie lieferten über die gesamten Feiertage, schlossen dafür an Silvester und Neujahr. Moslems feierten kein Weihnachten, dafür aber den Jahreswechsel.

Vielleicht war es traurig, dass mir niemand etwas schenkte. Andererseits brauchte ich ebenfalls kein Geld für Präsente zu verschwenden, die niemand haben wollte und die nach den Feiertagen ohnehin auf dem Müll oder im Schrank ganz hinten landeten.

Es war erst kurz vor sechs. In den Wohnungen ringsum versammelten sich nun die Familien um den Baum, tranken Punsch und lasen Weihnachtsgeschichten. *Ich kann verstehen, warum sich manche Leute gerade an diesem Tag erschießen*. Ich ging in mein

¹The Frogs: Here Comes Santa's Pussy

Schlafzimmer und begann, mich umzuziehen.

Selbst das Spiegelbild schien mich zu verspotten. Das, was mir aus dem Glas entgegen schaute, hatte schon einmal bedeutend besser ausgesehen. Meine Augen blickten dumpf, die Haare waren zu dünn. Mein nackter Körper machte einerseits einen sportlichen, andererseits einen geschunden Eindruck. Narben überzogen ihn, die ich mir bei Kämpfen gegen Paras zugezogen hatte. Meine Brüste waren viel zu klein, um auf die meisten Männer attraktiv zu wirken, mein Hintern kaum vorhanden. Aus hygienischen Gründen rasierte ich meinen Körper von den Zehen bis hinauf zu den Achseln, aber auch das sah auf meiner bleichen Haut eher pathologisch aus. Ging ich in eine Sauna, schauten mich die anderen Frauen hin und wieder mitleidig an.

Es war bedeutend besser, meine Kleider anzubehalten.

Einzig meine Größe war mit 1,76 in Ordnung. Der Rest hingegen, die Ohren, die Nase, der Mund ... *zu klein*.

Auf dem Bett stehend, um den Schrank öffnen zu können, angelte ich meine Kleider vom Haken. *Ich könnte auch in einem Bestattungsinstitut arbeiten*, stellte ich dabei fest. Etwa zwei Drittel meiner Kleidung bestand aus schwarzem Kunstleder, der Rest aus schwarzen Oberteilen und gleichfalls schwarzen Jeans. Ich besaß lediglich ein rotes Kleid für Dates sowie eine weiße Bluse für festliche Anlässe, die bisher jedoch nicht eingetreten waren.

Gerade als ich auch frische Unterwäsche aus dem Schrank fischte, meldete sich mein RAZR. *War ja klar. Es wundert mich nur, dass er nicht gewartet hat, bis ich unter der Dusche stehe*. Es gab ein paar Möglichkeiten, *wer* mich anrief. Ich tippte auf die Polizei, denn ich hatte mich freiwillig über die gesamten Feiertage für Rufbereitschaft eintragen lassen. Viele der Para-Wesen, die seit 30 Jahren die Welt noch ein bisschen unsicherer machten, feierten ebenfalls Weihnachten, andere hingegen nicht. Das bewies, dass sie nicht mit *Hölle* oder *Verdammnis* zu tun hatten. Nicht einmal mit Religion oder Glauben.

Als die ersten Para-Wesen, es waren Vampire und Werwölfe, dreißig Jahre zuvor an das Licht der Öffentlichkeit traten, hatten sich die Kirchen sofort gemeldet und vom Ende der Welt gefaselt. Die Hölle hätte ihre Pforten geöffnet, *bla, bla, bla*. Niemand hörte auf das Geschwafel, auch wenn sich die Vampire recht amüsiert zeigten. Sie tranken sogar demonstrativ Weihwasser, um sich von jedem Verdacht reinzuwaschen.

Mit Schwung hüpfte ich von meinem Bett durch die Tür ins Wohnzimmer und griff dort nach dem Mobiltelefon, das auf dem Tisch lag. »Monique La Coeur?«

»Hallo Monique«, hörte ich Dan Hardgrove sagen, meinen Boss bei *Private Preternatural Investigators Inc.*

Er betrieb das Ermittlungsunternehmen für solche Fälle, in denen Para-Wesen Täter, Opfer oder beides waren, sehr erfolgreich. Die Stadt trennte Kriminalfälle sehr streng. Waren nur Menschen involviert, durfte die Polizei ran. Waren Paras verwickelt, ermittelten private Para-Ermittler. Wir hatten volle Polizeigewalt, wurden aber in der Stadt nur dann bezahlt, wenn wir in ihrem Auftrag tätig wurden. Daneben konnten uns auch Privatleute engagieren. Eine Mischung eben aus *Private-Eye* und Cops, die der Stadt viel Geld sparte.

»Dan, wie geht es dir? Was hast du für mich?« *Shit, wie hoffnungsvoll kann man denn noch klingen? Warum bettele ich ihn nicht gleich an, mich auf einen Fall anzusetzen?*

»Nichts. Ähm, ich ...« Er schien einen Moment überlegen zu müssen. »Wir bereiten gerade den Abend vor und dachten, dass du gerne mit uns feiern würdest. Immerhin sitzt du alleine in deiner Wohnung. Wir würden uns freuen.«

Ungläubig starrte ich das Handy an. Sicher, Dan war ein netter Kerl und wir verstanden uns meist gut. Aber so schlimm, dass er mich am Christmas-Eve zu sich einlud, war es dann doch nicht.

Vor meinem geistigen Auge entstand das Bild eines großen Baums, von fettem Braten, Dans Kindern, Lachen und fröhlichem Familienfest.

Der Gedanke trieb mir die Tränen in die Augen. Er erinnerte mich daran, was mir die Paras nahmen, als sie meine Eltern töteten. »Das ist sehr nett, Dan – aber eine glückliche Familie ist das letzte, das ich heute brauche. Ich wäre nicht nur keine angenehme Gesellschaft, sondern vermutlich der Weihnachtskiller schlechthin. Aber vielen Dank für das Angebot.«

»Es ist nicht gut, wenn du allein zu Hause sitzt«, insistierte Dan. »Komm schon, gib dir einen Ruck.«

»Wie gesagt – danke für das Angebot, aber *nein* danke. Ich werde wie jedes Jahr mit mir und meinem Baum feiern, mich an dem Bonus erfreuen, den du mir zgedacht hast und später ein paar Filme schauen. Ich war extra noch in der Videothek, um mir ein paar blutige Streifen auszuleihen.«

»Das ist ... Nun dann, viel Spaß damit. Wenn du es dir noch anders überlegst, komm einfach vorbei. Wir würden uns *wirklich* freuen.«

»Grüße deine Frau und deine Kinder von mir. Wir sehen uns am 2. Januar.« Damit klappte ich das Handy zusammen. Einen Moment verharrte ich noch, dann legte ich es mit einem Kopfschütteln zurück. *Das wäre was geworden.*

Noch immer nackt ging ich in Richtung Bad, um mich dort unter die Dusche zu stellen. Doch auch dazu kam ich nicht, denn erneut klingelte das Handy.

Das darf doch nicht wahr sein ... Ich hetzte zurück und klappte den Deckel des RAZR wieder auf. »Ja?«

»Monique? Samantha hier. Hast du Lust auf einen kleinen Drink, ehe der Feiertagswahn einsetzt?«

»Das ist der erste vernünftige Vorschlag, den ich heute gehört habe«, erklärte ich sofort. »In *Walt's Absteige* in halben Stunde?«

»Einverstanden.« Damit legte Samantha auf. *Der Abend geht doch nicht völlig vor die Hunde. Zumindest ein, zwei Stunden werden schön.*

Diesmal hinderte mich niemand daran, eine Dusche zu nehmen, mich anzuziehen, meine Pistole, das Handy sowie den PDA einzustecken und das Haus zu verlassen.

Samantha Robinson zählte zu jenen Personen, die ich im weitesten Sinne als *Freunde* betrachtete. Wir kannten uns seit der Junior-High und waren gemeinsam auf das College in Hell gegangen. *Heliopolis College For Future Generations*. Nun ja, irgendwie muss eine Schule ja heißen.

Damals waren wir noch richtige Freundinnen gewesen. Solche, die gemeinsam shoppen gingen, in der Disco tanzten und mit Jungs flirteten. Süßes Leben eben, noch frei von jedem Grauen. Selbst die Paras waren damals höchstens interessant und aufregend, mehr aber nicht.

Als meine Eltern ermordet wurden, zerbrach etwas in mir, und seit diesem Tag waren Freundschaften von untergeordneter Bedeutung. Obwohl mir Samantha ihre Hilfe anbot und mich trösten wollte. Doch die Gefühle in mir waren erstarrt, die einstige Wärme, die ich für andere Menschen empfunden hatte, war zu Eis geworden. Es gelang mir, mich abzuschotten und dabei einigermaßen stabil zu wirken. So lange nur niemand zu nahe an mich heran kam, war es okay. Mit ein Grund, warum Beziehungen bei mir keine Zukunft hatten. Kam mir jemand emotional zu nahe, sperrte ich ihn aus meinem Leben aus.

Nun trafen wir uns hin und wieder, plauderten über vergangene Zeiten oder sie lästerte über ihren Ehemann Johnathan. Hin und wieder klagte sie mir auch ihr Leid; immer dann, wenn er sich wieder einmal wie ein Idiot benommen hatte. In letzter Zeit dominierten jedoch die *Kindergeschichten*, die ihren 5-Jährigen Sohn David betrafen. Sie hatte mich als Patentante haben wollen, aber dem konnte ich in letzter Minute entgehen, ohne sie zu verletzen. Jemand anderem war es wichtiger gewesen ...

Ich ahnte bereits, dass es auch an jenem Abend um John gehen würde. Wie sonst sollte Sam auf die Idee kommen, mich noch vor dem Braten und den süßen Kartoffeln auf einen Drink einzuladen?

Als ich Walt's Absteige betrat, er hatte lediglich am 25. Dezember geschlossen, sah ich Samantha bereits an einem Eckisch sitzen. Sie trug ein hochgeschlossenes, blaues Kleid mit weißen Rüschen, ihre Haare waren auf eine nahezu unanständig schicke Art frisiert und die Kette um ihren Hals funkelte golden im Licht der schwachen Deckenlampe. Sie winkte mir zu, als hätte ich sie übersehen können.

Walter nickte, als ich ihm durch Handzeichen zu verstehen gab, was ich wollte – *ein Bud*. Da ich ohnehin nichts anderes trank, musste er mich nicht fragen.

»Hallo Sam«, begrüßte ich meine Freundin. »Du siehst gut aus. Hübsche Kette, das. Ein vorzeitiges Weihnachtsgeschenk?«

Sie verzog den Mund. »Die ist sechs Jahre alt und war ein Geschenk von dir. Dein Gedächtnis ist auch nicht, was es mal war.« Sie blinzelte mir zu. »Wie geht es dir?«

»Kann nicht klagen. Und du nimmst dir eine Auszeit, bevor es an Braten und all das geht?«

Samantha grinste schwach. »John passt auf David auf, Braten gibt es erst morgen. Wir lassen es heute etwas ruhiger angehen.« Sie spielte mit ihrem Glas, während mir Walter ein Blue Star vor die Nase stellte, das in Hell City produzierte Bier.

Überrascht musterte ich ihn. »Gibt es kein Bud mehr?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, ist mir ausgegangen. Die Lieferung ging unterwegs verloren. Also kannst du entweder Coors oder Blue Star trinken. Das hier hat ein feines

Weihnachtsaroma. Ich spendiere dir die erste Flasche.«

Feines Weihnachtsaroma? Sind heute alle verrückt geworden? Dan lädt mich ein, Walter serviert mir 'Weihnachtsbier' – zum Glück ist der Mist bald vorbei und die Hirne der Leute funktionieren wieder richtig. Ich nahm einen Schluck. Süß, Zimt, Lebkuchen – lecker. Mist ...

»Hast du im Moment einen Freund?«, fragte Samantha unvermittelt. Dabei schaute sie in ihr Glas, statt zu mir. Anders als ich trank sie kein Bier, sondern einen Gin-Tonic mit Eis.

»Einen ... nein, habe ich nicht. Warum? Willst du mich verkuppeln? Oder hast du die Schnauze voll von John und willst ihn möglichst elegant loswerden?«

»Nein«, wehrte sie sofort ab. »Bei uns ist alles in Ordnung. Nun ja, Probleme gibt es in jeder Ehe, aber ...« Sie schaute wieder auf. »Erinnerst du dich noch an das letzte Silvester auf dem College?«

Ich grinste sie an. »Wie könnte ich das vergessen? Wir feierten die ganze Nacht durch und am Ende waren nur noch Peter, du und ich übrig. Wir hatten jeder zwei Kugeln intus und waren so stoned, dass wir ...« Ich stutzte. »Was genau willst du mir eigentlich sagen, Sam?«

Es gab Drogen, die nicht illegal waren, da sie in keinem Gesetzestext auftauchten. Jene Kugeln aus Südamerika zählten dazu. Sie wirkten ähnlich wie Kokain, sorgten aber zudem für sexuelle Erregung. Es gab kaum ein besseres Aphrodisiakum. Hin und wieder gönnte ich mir eine dieser nach Minze schmeckenden Kugeln, die kleiner wurden, je länger man sie kaute, und über die gesamte Dauer ihren Wirkstoff abgaben. Wir hatten auf jener Silvesterfeier nicht nur eine Kugel gekaut, sondern zwei. Schon der Gedanke an Sex hatte mich fast kommen lassen, und als am Ende nur noch Samantha, Peter und ich übrig waren – alle anderen lagen auf dem Boden oder in irgendwelchen Betten – war es geschehen. Wie ausgehungerte Tiere hatten wir uns übereinander her gemacht und über Stunden nicht mehr voneinander gelassen.

Es war das erste Mal, dass ich mit einer Frau Sex gehabt hatte. Es war nicht schlecht gewesen, so dass es sich später ein paar mal wiederholte, wenn auch nicht mit Samantha. Sogar eine Beziehung hatte ich mal mit einer Frau eingehen wollen in der Hoffnung, das lief besser als mit Typen. *Erfolglos.*

Die Zahl meiner männlichen *One-Night-Stands* oder Beziehungsversuche überwog jedoch deutlich. Doch letztlich spielte es ohnehin keine Rolle.

Meine Freundin wurde noch verlegener. »John wünscht sich ... Nun ja, er würde gerne ... Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, Monique.«

»Meine Güte, rede nicht um den heißen Brei herum«, lachte ich. »Was wünscht sich dein Mann von dir?«

»Sex mit *zwei* Frauen. Also mit mir und mit noch einer Frau. Im Grunde hätte ich auch nichts dagegen, aber er kam auf die Idee, ein Call Girl zu ordern. Mir widerstrebt jedoch, es mit einer fremden Frau zu tun.«

»Und da kamst du auf die Idee, *mich* zu fragen?« *Haben die alle zu viel Punsch intus? Was ist denn heute nur los?* »Das kommt ... überraschend.«

»Ich weiß«, gab Samantha zu. »War nur so eine Idee, vergiss es. Ich dachte nur an die Party

damals und daran, dass wir schon einmal ...«

»Das war im College«, gab ich zu bedenken, »und wir waren deutlich jünger.« Nachdenklich nahm ich einen Schluck Bier. Das Zeug schmeckte von Minute zu Minute besser. *Ob die auch andere Aromen haben, die es das ganze Jahr über gibt?* »Andererseits war es nicht schlecht damals. Und eine Fremde würde ich an eurer Stelle auch nicht ins Schlafzimmer lassen. Wer weiß, was daraus werden kann.«

Sie schaute mich überrascht an. »Das war auch mein Gedanke. John ist immerhin ein stattlicher Mann, und das auch zwischen den Beinen. Bei dir bin ich mir sicher, dass du auf keine falschen Ideen kommst.«

» So ...« Ich leerte die Flasche und orderte sofort eine neue. »Ein wenig seltsam mutet es schon an. Damals überkam es uns, aber diesmal wäre es geplant.« Ich spielte mit dem Untersetzer. »Wann soll dieses Happening denn stattfinden?«

Samantha grinste schwach. »Silvester? David verbringt die Tage bei seinen Großeltern in Newark, wir haben also *sturmfreie Bude*, wie man so schön sagt. Ich besorge die Kugeln, du brauchst nur dich mitzubringen.«

Oh Mann, heute sind alle verrückt. Und ich bin am verrücktesten, wenn ich zusage. »Also schön, ich habe ohnehin noch keine Pläne für den Jahreswechsel. Ich hoffe nur, es wird für dich und deinen Mann keine Enttäuschung.«

Meine Freundin lächelte zufrieden. »Bestimmt nicht. Wenn es wird, wie ich es in Erinnerung habe, haben wir sehr viel Spaß in dieser Nacht.«

Manche Dinge sollten genau dort bleiben – in der Erinnerung.

Das zweite Bier kam, Sam schnitt ein anderes Thema an, aber noch bevor ich etwas erwidern konnte, klingelte mein Handy.

»Moment ...« Ich nahm das Gerät hervor und klappte es zum dritten Mal an diesem Auf. *Zumindest bin ich nun geduscht und angezogen.* »La Coeur?«

»Ah, Miss La Coeur«, hörte ich eine mir inzwischen vertraute Stimme sagen. »Hier ist Detektive Bekker.«

»Rufen Sie Rush. Ihm vertrauen Sie ohnehin mehr als mir. Ich habe keine Lust, wieder umsonst zu einem Tatort zu fahren. Wir haben Weihnachten.«

Das letzte Mal hatte der Beamte des HPD an meinen Worten gezweifelt und sich dankbar einem Konkurrenten von uns zugewandt, als dieser – von der stellvertretenden Staatsanwältin, die auch seine Fickfreundin war – geschickt wurde.

»Nein, nein«, rief Bekker. »Hören Sie – Sie hatten Recht, es war ein Vampir. Ich habe mich inzwischen erkundigt, was *on Tilt* bedeutet. Das riefen Sie doch Rush zu, nicht wahr? Sie lagen vollkommen richtig.«

»Natürlich. Ich kenne auch die Täterin. Nur hat sie sich der Verhaftung entzogen. Ich kann von Glück sagen, dass ich noch lebe.«

On Tilt bezeichnet den Bluttausch bei Vampiren. Ein Zustand, der zwar selten ist, für das Opfer aber immer tödlich endet. Die Blutsauger zerfetzen ihre Opfer, reißen ihnen das Herz

heraus und trinken das Blut. *Wohl bekomm's*. Der Tote, zu dem mich Bekker am vierten Advent gerufen hatte, war genau auf diese Art gestorben.

»Oh«, murmelte Bekker. »Wenn das so ist ... Mein Boss machte mir die Hölle heiß. Er sagte, wenn Sie sagen, Luzifer sei aus der Hölle gestiegen und habe jemanden getötet, soll ich nichts anderes tun als eine Fahndung nach dem Fürsten der Finsternis veranlassen. Sie wüssten, wovon Sie reden. Niemand habe ein so großes Wissen wie Sie.«

»Da hat Lieutenant Fuller auch verdammt Recht«, grunzte ich. *Schade nur, dass sich das meist nicht in klingenden Münzen auszahlt.* »Also schön, was liegt an?«

»Das sollten Sie sich selbst anschauen. Grauenvoll, einfach grauenvoll. Wie schnell können Sie im Super-Q sein?«

»In ein paar Minuten. Wohin soll ich denn kommen?« *Super-Q. Das hat mir gerade noch gefehlt.*

»Kennen Sie Mama Leander?«

»Sicher. Eine Voodoopriesterin, also eine Mambo. Recht bekannt in Hell. Hin und wieder gehe ich zu ihr, wenn ich einen ... spirituellen Rat ... benötige.«

»Dann wird Ihnen das, was wir haben, sicher nicht gefallen.«

Shit. »Bin gleich da. Sagen Sie Ihren Männern, sie sollen auf keinen Fall durch die halbhohe Tür im Keller gehen.«

»Verstanden, nicht durch die halbhohe Tür. Bis gleich.« Damit beendete er das Gespräch.

Ich hingegen sprang auf. »Tut mir leid, Sam – aber ich muss zu einem Tatort. Wir sehen uns also an Silvester.«

»Ich hoffe nur, du lässt dann dein Handy daheim«, rief sie mir nach, während ich bereits zum Ausgang hetzte.

Ich konnte nur noch den Daumen heben als Zeichen, dass ich garantiert *nicht* im Dienst sein würde.

III

Das Super-Q, das *Supernatural Quarter*, also das Viertel, in dem sich die Paras ausgebreitet haben, besitzt einen ganz eigenen Charme. Es ist sauber und aufregend auf der einen, blutig und brutal auf der anderen Seite. Käuflicher Sex und Shows, die spezielle Gelüste befriedigen, werden hier angeboten. Man soll gar nicht glauben, wie viele Frauen und Männer den besonderen Kick bei einem Vampir, Werwolf oder einem ähnlichen Wesen suchen.

Mit meinem alten Lincoln fuhr ich durch die breite Main-Street des Viertels und schaute mich um. Viele der Shops und Etablissements hatten noch geöffnet. Fast überall war Weihnachtsdekoration zu sehen, in einem Schaufenster entdeckte ich die Figur eines Werwolfs, verkleidet als Santa. Am liebsten hätte ich das Ding mit einem Bolzen meiner

Armbrust in Stücke gesprengt. Aber dies hätte wohl den Tatbestand der Sachbeschädigung erfüllt.

Ich bog in eine Seitenstraße ein. Es war eine schmale Gasse mit kleinen Gebäuden. Hier wohnten Menschen mit besonderen Fähigkeiten. Hexen und Zauberer, Voodoo-Priester und Händler, die mit magischen Ingredienzien handelten.

Blaulicht zuckte durch die Nacht. Zwei Polizeiwagen, ein Rettungswagen und ein Auto der Zivilstreife standen am Straßenrand vor jenem Haus, in dem Mama Leander ihre Dienste anbot.

Sie war eine ältere, freundliche Dame mit einem enormen Wissen, was Voodoo betraf. Hin und wieder hatte ich sie ausgesucht. Nicht immer war es dabei um Zombies gegangen. Hin und wieder hatte ich mir auch den Luxus gegönnt, mich von ihr beraten zu lassen. Immer dann, wenn ich jemanden brauchte, der mir zuhörte *und* helfen konnte. Wenn auch nur mit einem Talisman oder ein paar Kräutern, die als Tee gekocht eine absonderliche Wirkung entfalteten.

Ich hängte mir meinen Dienstaussweis um den Hals und stieg aus. Ein junger Beamter kam auf mich zu. Es sah so aus, als wolle er mich stoppen. Doch dann entdeckte er meinen Ausweis und ließ mich passieren.

Ich hoffe, sie lebt noch. Verdammte, wenn sie tot ist ...

Das Haus, *der Tatort* war mir vertraut. Der kleine Korridor, an den sich die Räume anschlossen, in denen Mama Leander lebte. Die Treppe hinab in den Keller, in dem sie ihre Sitzungen abhielt und Kunden empfing. Der Geruch nach verbrannten Früchten und Kräutern, der aus dem Keller nach oben drang. .

In jener Nacht kam noch etwas hinzu.

Blut.

Es schwängerte die Luft mit seinem ganz eignen, süßlich-widerlichen Aroma. Ein böses Omen, denn wenn man es derart riechen kann, muss sehr viel von ihm vergossen worden sein. Zudem ist es ein Unterschied, ob es sich um Tierblut oder um Menschenblut handelt; auch wenn das nur wenige glauben. Aber die Erfahrung hatte mich gelehrt, zu unterscheiden.

Das hier war eindeutig Menschenblut.

Im großen Zeremonienraum traf ich Bekker. Er schaute mich sekundenlang an, ehe er sich räusperte. »Es tut mir leid«, flüsterte er dabei. So, als solle es niemand wissen. Oder so, als wolle er die Stille, die ringsum herrschte, nicht stören.

»Schon gut.« Ich schaute an ihm vorbei – und wandte mich für ein paar Sekunden voll Grauen ab. *Nein, das darf doch nicht wahr sein. Warum gerade sie?*

Bei der Toten, die in der Mitte des Raumes lag, handelte es sich zweifelsfrei um Mama Leander. Sie und auch zwei ihrer Töchter, die etwas abseits lagen, waren in jener Nacht auf grauenvolle Weise ums Leben gekommen.

»Sie kannten sie gut?«, wollte Bekker wissen.

»Ich kam hin und wieder hierher. Sie war mir sympathisch, die Alte. Und das ..« Ich

schaute wieder hin. Schon auf den ersten Blick war mir klar, *was* sich hier zugetragen hatte. Die Spurenlage war, wie man so schön sagt, eindeutig.

Dennoch ging ich langsam durch den Raum. Es war unmöglich, *nicht* in Blut zu treten. Der Boden bestand aus Beton, und auf ihm hatte sich ein dünner, roter Film gebildet. Zu viel für nur drei Leichen. Zumal etwas von dem Lebenssaft auch an die Wände und an die Decke gespritzt war.

Ein Beamter der Spurensicherung kauerte neben Mama Leander. Ich hielt die Hand auf, um mir ein paar Handschuhe geben zu lassen. Dabei schaute ich mir den zerschundenen Leib der Alten an.

Sie sah aus, als sei sie in einen Fleischwolf geraten. Grob gesagt traf das auch zu. Obwohl dieser Fleischwolf auf zwei Beinen gekommen und auch wieder verschwunden war.

»Ein Werwolf?«, fragte der Mann vom CSI.

Warum denken alle bei grausam zugerichteten Leichen zuerst an einen Lykanthropen? Sie begehen recht wenige Verbrechen, und doch tippt jeder auf sie. »Nein. Ein Gestaltwandler hätte nicht all das köstliche Blut verkommen lassen. Er wäre anders vorgegangen, selbst in Rage. Dem Killer, der das hier getan hat ging es nur um eines – Fleisch.«

»Ein Zombie?«, fragte Bekker, der ebenfalls hinzugekommen war. »Sie meinen, ein Zombie hat das hier getan?«

Ich deutete auf die Spuren, die im Blut auf dem Boden zu sehen waren. »Es waren drei, vielleicht auch vier Zombies. Und sie waren nicht allein. Hier wurde ein Ritual abgehalten, an dessen Ende der Tod dieser Frauen stand. Das bedeutet, die Untoten allein tragen nicht die Verantwortung für diesen Mist. Da wurde von Seiten eines Bokors oder einer Mambo nachgeholfen.«

»Ein Bokor?«, fragte Bekker. »Sie meinen, ein schwarzmagischer Voddo-Priester?«

»Ja, das meine ich. Bei männlichen Priestern unterscheidet man zwischen Bokor und dem Houngan, dem Weißmagier. Bei Frauen spricht man stets von einer Mambo, ob schwarz- oder weißmagisch spielt keine Rolle.«

Ich drehte die Tote etwas. Ihr Gesicht war entstellt, denn die Untoten hatten ihr Fleisch von den Wangen gefressen. Auch war der Brustkorb sowie der Leib aufgerissen worden, da es die Zombies nach den Innereien lechzte. Sie waren offenbar besonders schmackhaft.

»Sie wurde gefesselt, sehen Sie?«, erkannte ich und deutete auf die Stricke. »Sie war bei vollem Bewusstsein, als die Untoten über sie herfielen. Vermutlich hatte sie bereits das gesamte Ritual bei klarem Verstand erlebt und wusste genau, was auf sie zukommt. Bei lebendigem Leibe gefressen zu werden ist sicherlich das Grausamste, was einem Menschen widerfahren kann.«

Bekker würgte. »Das will ich mir lieber nicht vorstellen. Wie kann man nur ...« Er hielt inne. »Das bedeutet aber auch, dass hier Menschen am Werk waren, oder? Ich meine nicht *untote, wiedergekehrte* Menschen, sondern ein Priester oder eine Priesterin.«

»So ist es. Vielleicht ging es nur darum, eine Konkurrentin auszuschalten. Oder es besteht ein magischer Hintergrund, den ich im Moment noch nicht kenne.«

Ich verließ den Raum, ging die Treppe hinauf und trat vor die Tür. Schaulustige hatten sich inzwischen auf der Straße versammelt; Paras und Menschen waren darunter.

Tief sog ich die kalte Luft ein.

»Wie werden Sie vorgehen?«, wollte Bekker wissen.

»Ich schaue mir die Seelenkammer von Mama Leander an. Vielleicht entdecke ich dort einen Hinweis. Sie sollten Ihre Männer losschicken, um in der Nachbarschaft Klinken zu putzen. Der Täter hat die Zombies nicht herbeigezaubert. Er wird sie in Kisten, Säcken oder Särgen in das Haus geschafft und dort mittels eines Rituals erweckt haben. Das bedeutet, dass er in einem größeren Wagen, vielleicht ein Van oder ein kleiner Transporter, vorgefahren ist. Möglich, dass das jemand beobachtet hat. Mama Leander war sehr beliebt. Hat jemand was gesehen, wird er auch mit der Polizei sprechen.«

»Haben Sie einen Verdacht, wer es gewesen sein könnte?«, wollte der Detective wissen. Er hatte sich eine Zigarette angesteckt und inhalierte den Rauch tief.

»Nein, leider nicht. Es gibt einige Voodoo-Priester in Hell City. Keiner von ihnen gibt zu, ein Bokor zu sein. Wenn wir keinen Hinweis finden, werde ich erst einmal im dunklen tappen.«

Wir gingen wieder zurück ins Haus. Bekker trommelte seine Leute zusammen, um meine Anweisungen weiterzugeben, während ich die Treppe hinab stieg, den großen Zeremonienraum aber mied und mich stattdessen der Seelenkammer zuwandte. Sie lag hinter der halb hohen Tür verborgen. Man musste sich tief bücken, um den Raum zu betreten. Elektrisches Licht gab es in ihr nicht, dafür brannten aber stets Kerzen und verströmten ein diffuses, stimmungsvolles Licht.

An den Wänden der Kammer standen hohe Regale aus Holz. Auf ihnen wiederum ruhten kleine Tongefäße, die mit einem Pfropfen aus Harz verschlossen waren.

Jedes dieser Gefäße enthielt eine Seele. Da Mama Leander eine weißmagische Mambo war, hatte sie die Seelen der Verstorbenen nicht geraubt. Vermutlich hatten die Verstorbenen gefürchtet, nach ihrem Tod der Verdammnis anheimzufallen. Hatte man davor Angst, war ein kleiner Tonkrug sicherlich die bessere Alternative.

Die Gefäße waren beschriftet, nicht aber mit den Namen der Seelen, sondern lediglich mit Nummern. Es begann an der Wand links vom Eingang mit 1 und endete in der Mitte der mittleren Wand mit 467.

312 fehlte hingegen.

Dort, wo sich jener Tonkrug befunden hatte, war nur ein kreisrunder Abdruck zu sehen, umgeben von sehr viel Staub. Jemand hatte die Seele erst vor kurzer Zeit entfernt.

Ich nahm meinen Schlüsselbund aus der Tasche und schaltete die daran befestigte Mini-Taschenlampe ein. Da sie über drei LEDs verfügte, war ihr Strahl trotz ihrer geringen Größe sehr hell.

Aufmerksam suchte ich den Boden ab. Anders als die Regale war er nicht verstaubt, so dass sich keine Abdrücke auf ihm zeigten. Dennoch fand ich den Beweis für meine These.

Vor dem Regal waren ein paar rote Tropfen zu erkennen. Ich bückte mich, tauchte meinen Finger ein und schnüffelte.

Blut.

»Haben Sie was entdeckt?«, rief Bekker. Er stand noch im Gang, hatte sich aber gebückt und schaute zu mir hinein.

»Der Mörder war hier drinnen und hat ein Seelengefäß gestohlen. Und zwar Nummer 312. Ich habe Blut gefunden.«

»Wessen Seele war das?«, wollte der Detective wissen.

»Woher soll ich das wissen?«, gab ich zurück. »Ich hoffe, Mama Leander führte eine Liste. Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass dies eine heiße Spur ist.«

»Wo könnte diese Liste sein?«, fragte der Beamte.

»Vielleicht in einem Büro. Sie hat Kunden empfangen und Geschäfte getätigt. Sie oder ein Familienmitglied muss eine Buchhaltung geführt und den Papierkram verwaltet haben.« Ich hielt inne. »Wer hat eigentlich die Polizei benachrichtigt?«

»Ein anonymes Anrufer mit verstellter Stimme. Er benutzte ein Mobiltelefon, das wir inzwischen anhand der übermittelten IMEI orten konnten. Die SIM darin ist auf Mama Leander registriert, der Täter wird es von hier entwendet haben.«

»Ja ...« Ich verließ die Kammer wieder und machte mich auf die Suche nach dem Büro der Mambo. Im Erdgeschoss, gleich im ersten Raum neben der Küche, wurde ich fündig – und stand absolutem Chaos gegenüber.

Papiere, Magazine und Bücher bildeten einen einzigen Wust auf dem Boden. Der Monitor des Computers war eingeschlagen worden, der Rechner selbst fehlte. Auch die Akten hatte jemand aus einem Schrank gezerrt, aufgeklappt und teils den Inhalt herausgerissen. In der Luft lag ein penetranter Benzingeruch, Pfützen des Treibstoffs waren zwischen dem Tohuwabohu auf dem Boden zu erkennen. Jemand hatte Feuer legen wollen, es sich dann aber anders überlegt.

»Ich denke, auch der oder die Täter haben nach der Liste gesucht«, murmelte Bekker, der neben mir stand.

»Ja, das denke ich auch. Der Computer fehlt. Auch eine Mambo geht wohl mit der Zeit und verwaltet ihre Kunden per PC.«

»Soll ich dennoch ein oder zwei Mann abstellen, um den Raum zu durchsuchen?«, fragte der Beamte. Bekker schien gewillt, seine Scharte im Bezug auf den letzten Mord auszuwetzen. Er wusste so gut wie ich, dass es sinnlos war.

»Nein«, murmelte ich darum. »Quälen wir die Jungs und Mädeln nicht. Es ist immerhin Weihnachten.«

»Davon merkt man bei all dieser Scheiße hier aber nichts«, knurrte Bekker, während er mit mir den Raum verließ. »Und jetzt?«

»Sie lassen die Leute ringsum befragen. Ich nehme an, das CSI wird Blutproben vom

Boden und von den Leichen entnehmen. Sagen Sie Ihnen, sie sollen auch das Blut in der Seelenkammer untersuchen, aber *bloß nichts* zerstören. Die Seelen in den Gefäßen würden unkontrolliert freigesetzt. Ich rufe einen Houngan an, damit er sich um die Gefäße kümmert. Veranlassen Sie, dass die Laborergebnisse an die allseits bekannte Nummer von *Private Preternatural Investigators Inc.* geschickt wird. Ich schaue es mir dann an.«

»Sollen wir die Leichen von einem Para-Pathologen untersuchen lassen?«

»Das wäre gut. Vielleicht kann er einen Gebissabdrucks eines Zombies isolieren. Wenn wir Untote bei einem Voodoopriester oder bei einer Mambo antreffen, können wir vergleichen und den Mord eventuell auf diese Weise zuordnen.«

Bekker nickte. »Manchmal, wenn ich mir alte Krimis anschau, wünsche ich mir die Zeit *ohne Paras* zurück«, murmelte er dabei.

»Ich auch. Lieber wäre ich Tierärztin geworden und hätte meine Eltern *nicht* auf diese Weise verloren. Aber sie sind da und wir müssen uns mit ihnen herumärgern.«

Ich tippte mir zum Abschied an die Stirn. In diesem Moment befürchtete ich, dass der Fall ungelöst bleiben würde. War es dem Täter nur um Seele Nummer 312 gegangen, sah es finster aus. Wir wussten nicht, zu wem sie gehörte. Die Daten waren gestohlen worden, die Zombies würden einfach ihr untotes Leben aushauchen und irgendwo verscharrt oder verbrannt werden.

Brachten Befragung und CSI keine Hinweise, würde die Akte irgendwann geschlossen werden. Gerade bei Mama Leander ein frustrierender Gedanke.

IV

Als ich nach Hause zurückkehrte, fühlte ich mich eigenartig leer. Ich hätte über den Fall nachdenken können, aber dies wäre Zeitverschwendung gewesen. Es gab keine Anhaltspunkte, die mich zu einer Spur geführt hätten. Auch kannte ich die genauen Lebensumstände von Mama Leander nicht gut genug, um zu spekulieren.

Ergab sich nichts, musste ich mich bei den anderen Voodoo-Priestern und -Priesterinnen der Stadt umhören. Aber da Voodoo eine Mischung aus traditioneller und christlicher Religion ist, feierten sie alle Weihnachten.

Über die Feiertage lief nichts, das stand für mich fest.

Mit dem Lift fuhr ich hinauf in den elften Stock. Noch immer flackerte das Licht, weil weder der besoffene Hausmeister noch seine beiden Sklaven etwas dagegen unternahmen.

Im Halbdunkel tappte ich zu meinem Appartement und blieb erstaunt vor der Tür stehen, als ich ein kleines, rot-blau verpacktes Geschenk sah. *So was*, dachte ich, hob es auf und öffnete die Tür.

Im Wohnzimmer meiner klaustrophisch engen Wohnung riss ich das Paket auf und öffnete. Zum Vorschein kam ein kleiner, brauner Lederbeutel samt Schnur, um ihn sich umzulegen sowie ein verschlossenes Seelengefäß.

Erstaunt hielt ich es in der Hand. Erst dachte ich, es mit 312 zu tun zu haben. Aber dies erwies sich als Irrtum. Eine andere Nummer stand darauf.

468.

In der Kammer hatte nur ein Gefäß gefehlt. Verwirrt entfaltete ich den beigelegten Zettel. Sofort erkannte ich Mama Leanders Handschrift.

Hallo Monique,

ich werde sterben. Nun, da ich diese Zeilen schreibe, steht es fest. Papa Nebo warnte mich, dass man mir nach dem Leben trachtet. Doch weder sagte er mir, wer der Mörder sein wird, noch warum.

Meine Töchter werden in einem letzten Ritual meine Seele in das beiliegende Gefäß bannen. Wer auch immer mich tötet, wird meine Seele nicht bekommen. Befreie sie nach meinem Ableben und trage den Beutel – ein Ouanga – ab diesem Moment stets um deinen Hals. Kann meine Seele meinen Mörder aufspüren, wird sie es dich wissen lassen. Du bist meine einzige Hoffnung auf Gerechtigkeit. Erfülle mir diesen Wunsch, und du sollst nicht ohne Belohnung bleiben.

Fuck.

Ich besah mir Beutel und Gefäß. Voodoo war eine starke Kraft, deren Magie niemand bezweifelte, der bei klarem Verstand war. Mir gefiel nur nicht, tief in diese Kraft verstrickt zu werden.

Dennoch legte ich den Beutel um, nahm das Seelengefäß und trat auf den schmalen Balkon, der sich vor meinem Wohnzimmer erstreckte.

Ein leises, charakteristisches Zischen war zu hören, als ich den Pfropfen von den Tonkrug entfernte. Manche behaupten, dies sei die Seele, die man in die Freiheit entlässt. Andere glauben, in dem Gefäß herrsche lediglich Unterdruck. Keine Ahnung, was zutrifft.

Einen Moment blieb ich in der Kälte stehen. Erst dann wandte ich mich um und betrat meine Wohnung. *Wenn es funktioniert, bin ich um eine Erfahrung reicher. Wenn nicht, hat es auch niemandem geschadet.*

Mein Blick fiel auf die Uhr. Es war noch nicht zu spät, um dem arabischen Restaurant einen Besuch abzustatten. Sie hatten schließlich bis Mitternacht geöffnet.

Wieder verließ ich die Wohnung, um die paar Schritte durch die Nacht zu gehen. Es war kalt, es regnete und wohin ich auch blickte sah ich geschmückte Fenster, Christbäume und glückliche Familien hinter den Scheiben.

Ja, ich kann gut verstehen, warum manche Menschen an Abenden wie diesen Selbstmord begehen. Aber es gibt auch gute Gründe, es nicht zu tun. Weihnachten geht vorbei, dann will man wieder leben.

Damit stieß ich die Tür zum Restaurant auf.

Knapp 40 Minuten später saß ich auf meinem Sofa und schaute gebannt zu, wie Chevy Chase in *Christmas Vacation* versuchte, einen riesigen Baum im Wohnzimmer aufzustellen. Ich hatte den Film unzählige Male gesehen und fand ihn immer wieder aufs Neue erheiternd. Auf Splatter hatte ich nach dieser Scheiße mit Mama Leander wahrlich keine Lust mehr.

Neben dem benutzten Teller lag mein Bonus. Ich hatte ihn zweimal lesen müssen, um zu begreifen, was dort stand. Eine solche Zahl auf einem Scheck hatte ich zuvor noch nie gesehen. Zumindest nicht, wenn es sich dabei um *meinen* Scheck handelte. Sie war im fünfstelligen Bereich angesiedelt, denn *Private Preternatural Investigators Inc.* hatte im nun zu Ende gehenden Jahr sehr gut abgeschnitten. Besser als in all den Jahren zuvor. Und das, so Dan in einem Begleitschreiben, habe man vor allem mir zu verdanken.

Frohe Weihnachten, Dan, dachte ich nach einem letzten Blick auf den Scheck. Und frohe Weihnachten ihr alle da draußen. Frohe Weihnachten, Welt.

Ende

Bisher erschienen:

Hell City 01: Nächtlicher Schrecken

Hell City 02: On Tilt

© by G. Arentzen 2007